

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 11 (1938-1939)

Heft: 5

Anhang: Schweizer. Hilfsgesellschaft für Geistesschwäche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer. Hilfsgesellschaft für Geistesschwäche

Redaktion: Dir. H. Plüer, Regensberg (Alle Einsendungen u. Mitteilungen der Sektionen richte man an die Red. dieser Rubrik)

Pflegeanstalt Uster.

Der Fremde ist versucht, sich schaudernd von diesem Elend abzuwenden. Etwas in ihm sträubt sich gegen diesen Anblick, er will dieses Unbegreifliche nicht sehen, er versteht die Welt nicht mehr.

Wir wollen eine solche Einstellung auch nicht pharisäerhaft verurteilen; denn es ist wirklich schwer, sich klarzumachen, daß diese körperlich und geistig Enterbten nicht Opfer der Arbeit, des Lebens, furchtbarer Unglücksfälle sind, sondern Geschöpfe, die niemand gewollt hat. Es mag auch unbegreiflich scheinen, daß man für diese geringsten Kinder des Volkes in aufopfernder Fürsorge sich einsetzen soll, während lebensfähige, gesunde Menschen Not leiden!

Was haben wir aber zu diesen Einwänden zu sagen? Wie rechtfertigen wir unsere Arbeit? Wie stellt sich vorerst das Neue Testament zu diesen Fragen?

Wohl wenige Stellen des Evangeliums stehen in so krassem Widerspruch zu der echt zeitgeistigen Weise, wie man sich der Aufgabe an Geistesschwachen zu entledigen sucht, wie das Wort: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten!“ Eine Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens wäre nichts als Mord aus Selbstsucht; denn derjenige, der einen solch' wehrlosen Menschen tötet, um sich Ausgaben zu ersparen, und darum geht es, hat die gemeinsame Menschheitsschuld noch nicht erkannt. Wo das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ nichts mehr gilt, da löst sich das Leben auf, da wird seine Grundlage erschüttert, da ist ein menschenwürdiges Leben gar nicht mehr möglich. Dieser Entthronung der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens sind im Weltkrieg zwölf Millionen Männer zum Opfer gefallen. Daher kommt auch der Hunger, daher kommt ein Heer von Krankheiten, — kurz, die vielgestaltige Not, die wir alle so gut kennen, kommt daher, daß das Leben nichts mehr gilt, daß die Ehrfurcht vor dem Leben erstorben ist.

Dann ist da die klare Forderung des Evangeliums: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Unser Nächster aber ist der, um den ich mich bekümmern sollte, der Notleidende, der Elende, der Verschupfte, der Hilflose und Schwache. Ewigen Gesetzen folgend, müssen wir das Unrecht, das die Vorfahren begangen haben, ebenso sühnen, wie unsere Nachkommen an unserer Schuld zu tragen haben. Ein Unrecht wird aber nicht gesühnt, indem man ein neues Unrecht begeht, sondern durch uneigennützige Tätigkeit im Dienste der Benachteiligten. Es erübrigt sich, darüber mehr zu sagen; denn es geht hier nicht um Worte.

Sollen wir nicht auch an die Verheißung glauben dürfen: Selig sind, die geisig arm sind?

Ich versuchte das ganze Problem unserer Arbeit einmal von den tiefen Lebenswahrheiten der Bibel her zu beleuchten und zu sehen.

Die Arbeit an den Geistesschwachen läßt sich aber auch in menschlichem Sinne denken und rechtfertigen. Prof. Dr. Guggisberg zum Beispiel sagt zu den Vorschlägen einer Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens: „Sie passen eher in die Zwangsgesetze ultra-darwinistischer Weltanschauung, wo der Einzelne von der Wiege bis zur Bahre unter der Aufsicht bestimmter Kommissionen (Führer!) steht — ! Werden und Vergehen sind rätselhafte Vorgänge. Der Gesetzgeber soll sich hüten, in diese Vorgänge störend einzugreifen. Der Erfolg würde recht kläglich ausfallen gegenüber den gewaltigen Gesetzen der Natur.“ — Vom alten Bodelschwingh wird erzählt, daß er einmal einer Dame aus fürstlichem Geblüt, die er durch seine Kinderabteilung geführt und die ihm dabei gefragt hatte, ob es denn nicht besser wäre, wenn diese Kinder schmerzlos ins Jenseits befördert würden, erwidert habe: „Würdest Du (er redete alle mit Du an) dasselbe sagen, wenn Dein Kind darunter wäre?“

Man sagt, das bildungsunfähige Kind falle der Allgemeinheit zur Last, weil es nicht erwerben und für sich selber sorgen könne. Es müßte aber schwer fallen, die Menschheit in zwei Gruppen zu scheiden, in eine erwerbende und für sich selbst sorgende und in eine andere, die dies nicht tut oder nicht tun kann. Wollte man unter Zugrundelegung dieses Gesichtspunktes auszumerzen beginnen, man würde nicht so bald fertig werden. — Anderseits können wir beobachten, wie die Gewöhnung an eine Beschäftigung auch bei tiefstehenden Idioten Erfolg haben kann und überraschend günstige Zustandsveränderungen zur Folge hat. Krankenabteilungen mit ihren stumpf und teilnahmlos herumliegenden und sinnlos spielenden Kindern verwandeln sich in kleine Werkstätten, in denen gebastelt, gesägt, gestrickt wird und wo selbst die „Arbeitslosen“ allerlei zu begucken haben und sich irgendwie verweilen können. Wirtschaftlich wertvolle Leistungen oder gar erhebliche Ersparnisse für die Steuern zahlende Oeffentlichkeit darf man von der Arbeit dieser Hilflosen natürlich nicht erhoffen. Mittelbar trägt ihre Betätigung aber doch dazu bei, die öffentlichen Armenlasten zu vermindern; denn diese scheinbar „Nutzlosen“ ersetzen im Garten, in der Landwirtschaft, in der Küche, Wäscherei, auf den

Abteilungen die eine und andere Hilfskraft. Endlich konnten schon verschiedene unserer Pfleglinge, die gelernt hatten, sich selber zu besorgen und sich, wenn auch nur in bescheidenem Maße, nutzbringend zu betätigen, aus der Anstaltsbehandlung in billigere Familienpflege gegeben werden.

Man muß die Frage auch noch von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten. Die Geistesschwachen sind leidende Individuen. Sie können aber für ihr Leiden nicht verantwortlich gemacht werden; sie sind leidend geworden aus Gründen der Unvollkommenheit der menschlichen Gesellschaft. Sie sind Symptome der Leiden dieser Gesellschaft und machen uns durch ihr Dasein die sozialen Pflichten und Aufgaben anschaulich. „Wer diese Anschauung nicht zu ertragen vermag, sagt Hanselmann, der ist neben allem andern ein Feigling und ein Schwächling, und wenn er noch so breitbeinig und hemdärmlig, übermenschlich und rassenzüchterisch sich hinstellt.“ Es gab Zeiten, wo man zum Beispiel blinde Kinder durch Aussetzung tötete. Heute sind wir uns darüber wohl im Klaren, daß ein solches Vorgehen, in der Meinung, die Menschheit von einem Leiden zu erlösen, ein furchtbarer Irrtum wäre.

Das Lebenlassen, wie die Arbeit an Geistesschwachen wird auch gerechtfertigt, indem sie in den Dienst der wissenschaftlichen Forschung gestellt werden. So lautet eine Stimme: „Was die pädagogische Arbeit in den Idioten- und Schwachsinnigen-Anstalten betrifft, so hat gerade sie die Bedeutung und Fruchtbarkeit neuer Methoden gelehrt“ — und eine andere: „Die Kinderstube, die Idiotenanstalt und die Hilfsschule sind Orte, wo man über die Struktur des menschlichen Geistes und die großen Linien seiner Entwicklung am meisten lernen kann.“

„Wir ziehen aus der Pathologie Nutzen und Erkenntnisse für die Normalen“ usw.

Geraudezu lachhaft ist der Einwand, die Pflege solcher Geschöpfe sei ein unverantwortlicher Mißbrauch der Lebenskraft. Gäbe es keine schlimmere Vergeudung physischer und psychischer Energie, dann wäre die Last von Weh, die auf der Welt liegt, wohl nicht so groß.

Außerhalb dieser Diskussion stand bis jetzt die Wärterin der Pfleglinge. Ihr müssen alle diese theoretischen Erörterungen zunächst fern liegen. Sie weiß besonders von einer Erfahrung, die ihr mitten in der Arbeit immer wieder als beglückendes Geschenk zukommt. Sie hat ihre Zöglinge lieb gewonnen. Und zwar liebt sie sie eigentlich grundlos. Sie mißt sie nicht wie der Lehrer nach ihren Leistungen. Der Pflegling ist für sie einfach ein Mensch, der neben ihr weint, lacht, leidet und stirbt. Er ist zu ihrem Mitmenschen, zu ihrem Nächsten geworden. Sie entscheidet nicht mehr, ob der Zögling ein Recht habe auf ihre Hilfe. Sie hilft ihm einfach. Das Gebot der Nächstenliebe ist für sie Verpflichtung geworden. Kommen dann Tage, wo sie nicht in froher Gewißheit in der Arbeit stehen kann, wo sie die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte spürt und den Undank und Unverständ mancher Eltern erfahren muß, dann entscheidet es sich, ob sie auch ohne menschliche Gewißheit sich im gläubigen Helfen zu bewähren vermag. Schon manche Pflegerin ist in dieser Schule am inwendigen Menschen gewachsen. Aus religiösen, ethischen, soziologischen und rein praktischen Gründen kommen wir also dazu, auch in der häßlichsten Kreatur den Menschen zu sehen, der sein Elend nicht selbst verschuldet hat, dem geholfen werden muß.“

H. P.

Studienreise nach Amerika.

Anmerkung der Redaktion: Herr W. Kunz, Lehrer an der Taubstummenanstalt Zürich, machte im vergangenen Jahr eine Studienreise nach Amerika und stellte uns eine Serie von kurzen Aufsätzen und Berichten zur Publikation in der Schweizer Erziehungs-Rundschau zur Verfügung. Wir sind Herrn W. Kunz dafür dankbar und sind überzeugt, daß er unserer Leherrschaft an Hilfsschulen und Anstalten viel Anregung bietet mit seinen Arbeiten.

H. P.

Vorwort,

„Alles ist im Fluß“.

Der Unterricht Tauber ist nicht viel mehr als 150 Jahre alt. In dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne haben Ziel und Methoden oft gewechselt. Ursprünglich verfolgte man religiöse Zwecke. Man wollte dem Tauben soviel Sprache geben, daß er die wichtigsten Glaubenssätze verstehen konnte. Später erstrebte man allgemeine Menschenbildung; so lehrte man denn in Frankreich den Gehörlosen Latein und Griechisch, höhere Mathematik und Astronomie. Als man wieder begann, realer zu den-

ken, begnügte man sich mit Erziehung zu bürgerlich-brauchbaren Menschen.

Immer aber stand die Sprache im Mittelpunkte des gesamten Taubstummenunterrichtes, sei es als wichtigstes Ziel, sei es als unerlässliches Mittel zum Zweck. Im französischen und englischen Sprachgebiet fand vor allem die Zeichensprache weitgehende Verbreitung; in den deutschen Landen dagegen die Lautsprachmethode. Der Streit zwischen beiden Methoden ist heute noch nicht zu Ende.

Vor etwa 50 Jahren machte ein deutscher Taubstummenlehrer eine Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zurückgekehrt, nahm er einen erbitterten Kampf auf gegen die reine Lautsprachmethode für die Zulassung der Gebärde im Unterrichte. Er klagte die deutschen Taubstummenlehrer der Verblendetheit an und schrieb: „Während Ihnen die Augen nicht aufgehen, gehen sie den Täuben über“. Er hatte in Amerika eine heitere, freiere Lehrmethode gesehen, erstaunliche praktische Er-

folge. Damit verglich er die harte, nervenaufreibende deutsche Methode und ihre Resultate. Nach jahrelangem, recht unerfreulichem Streite blieb die reine Lautsprachmethode Siegerin. Heidsick, so hieß der wackere Taubstummenlehrer, mußte den Kampf verlieren, weil er auf einer falschen Linie kämpfte. Es sollte nicht heißen „Hie Lautsprache“ oder „Hie Gebärdensprache“, sondern der Kampfruf sollte sein „Mehr wahre, praktische Erziehung des Tauben zu tüchtiger und freudevoller Arbeit.“ Ueber dem Prinzip hatte man in Deutschland das tatsächliche Leben vergessen. Man setzte sich ein Ziel, schuf eine feine Methode, dieses Ziel zu erreichen. „Je höher und edler das Ziel, desto besser und wertvoller muß die Methode sein“, so glaubte man und glaubt man heute noch zum Teil. Dabei über sieht man leicht, daß ein Ziel vielleicht lebensfremd und unerreichbar ist.

Der Amerikaner denkt praktischer. Er mißt den Wert einer Methode an ihren Erfolgen im täglichen Leben. Er vergleicht aufgewendete Zeit, Kraft und Geld mit den tatsächlichen Ergebnissen. In der großen Ehrenhalle des Newyorker Museums für Naturgeschichte stehen in goldenen Lettern die Worte, die der frühere Präsident Roosevelt an die Jugend richtete:

Keep your eyes on the stars,
But keep your feet on the ground.

Dies gilt auch für die Erziehung der Taubstummen.

Vor hundert Jahren kamen die Amerikaner zu uns, um zu lernen, wie man Taubstumme unterrichten soll; heute können wir in vielen Dingen bei ihnen in die Schule gehen.

Nicht daß wir, und wenn auch nur teilweise, die Gebärdensprache in unsern Unterricht einführen sollten. O nein! Aber not tut bessere Organisation des gesamten Taubstummenbildungswesens, bessere

Vorbildung der Lehrer, bessere Sprachschulung (Sprachaufbau), bessere Berufsvorbereitung, bessere Bücher, bessere Charakterbildung, Einführung neuer technischer Hilfsmittel, bessere Zusammenarbeit aller, die an der Erziehung Tauber beteiligt sind; mit einem Wort:

„Mehr praktische, lebensnahe Erziehung —
Keep your feet on the ground.“

Wir stehen an einer Zeitwende. Es ist herrlich, neue und bessere Wege zu sehen! Werden wir sie beschreiten? Wir müssen, sollen wir nicht rückständig bleiben. Es ist unsere Pflicht, zu kämpfen für das, was wir als besser erfunden haben. Ich hoffe zuversichtlich, daß wir auch in der Schweiz Frauen und Männer finden mit offenem Geist, mit offenem Herzen und mit offener Hand, Frauen und Männer, die erkennen, was dem Tauben not tut, und die gewillt sind, ihm zu geben, was ihm gehört: „Angemessene Erziehung und Berufsschulung“. Dies ist nicht so sehr eine Angelegenheit des Geldes, sondern vielmehr der sich verstehenden Zusammenarbeit.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika dürfen sich da wohl sehen lassen. Die Kultürhöhe eines Volkes läßt sich wohl ermessen an der Zahl seiner Schulhäuser und an dem Betrag, der aufgewendet wird für Anormale, Kranke und Schwache. Es ist erstaunlich, zu sehen, was Staat und Private in den U.S.A. leisten für Erziehung und Unterricht.

Ich bin sehr dankbar, daß ich diese Studienreise machen konnte. Ueberall fand ich offene Tore und freundliche Hilfe. Mögen meine Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen, zum Segen nicht nur des zürcherischen, sondern des gesamtschweizerischen Taubstummenbildungswesens!

W. Kunz.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber kleinschreibung.

Referat, gehalten an der Jahrestagung der Schweiz. Hilfsgesellschaft für Geistesschwäche in St. Gallen, 18./19. Juni 1938.

Von H. CORNIOLEY, Bern.

Die heute als amtlich geltende rechtschreibung der deutschen sprache und damit auch die regeln über die groß- und kleinschreibung der wörter beruhen auf den beschlüssen der internationalen orthographischen konferenz, die auf den tag genau vor 37 Jahren in Berlin stattfand, nämlich am 17., 18. und 19. juni 1901. Die damals erstrebte einigung zwischen den rechtschreibungen der einzelnen deutschen länder, Oesterreichs und der Schweiz ist noch heute nicht restlos erreicht — das beweisen die vielen, auf kleine abweichungen weisenden fußnoten des Duden —, aber doch wurde damals ein sehr wichtiger schritt in der entwicklungsgeschichte der rechtschreibung zurückgelegt. Seither hat sich wenig geändert. Einige fremdwörter sind der deut-

schen schreibart angeglichen worden, das ist so ziemlich alles.

Konrad Duden selber, den man nicht etwa für den urheber der deutschen rechtschreibung halten darf, sondern als einen ihrer besten kenner und als verfasser der berühmten wörterbücher, in denen er wie ein getreuer chronist die jeweils amtlichen schreibungen registrierte — Duden selber bezeichnete die ergebnisse der konferenz von Berlin als zwischenziel. Damit ist die tätigkeit der reformer, die übrigens vor 1901 kaum weniger lebhaft war, gerechtfertigt.

Was die teilfrage der kleinschreibung anbetrifft, über welche heute allein zu sprechen ist, so rufe ich die heute bestehenden vorschriften über die ver-

wendung des großen anfangsbuchstabens in erinnerung. Im Duden (11. Auflage vom Jahr 1934) finden wir sie als 5. Abschnitt des 1. Teiles der Vorbemerkungen, wo aufgezählt wird, was alles groß zu schreiben sei: 1. das erste Wort eines Satzganzen, 2. alle wirklichen Hauptwörter, 3. Fürwörter, die sich auf die angedeutete Person beziehen, namentlich in Briefen, 4. Eigenschaftswörter, Fürwörter und Ordnungszahlen als Teile von Titeln und Namen, 5. die von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter, 6. Wörter aller Art, wenn sie als Hauptwörter gebraucht werden. Klein werden dagegen geschrieben: 1. Hauptwörter, wenn sie die Bedeutung anderer Wortarten annehmen, 2. die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Eigenschaftswörter auf -isch, 3. alle Fürwörter und Zahlwörter, 4. Eigenschaftswörter und Umstandswörter in Verbindungen. Was hier einigermaßen klar und übersichtlich wirkt, sieht im Duden wesentlich anders aus: mit Anmerkungen, Zusätzen, Fußnoten und Beispielen wird die vielköpfige Schlange zu erlegen versucht und hofft man, den unleugbaren Widersprüchen und Ausnahmen beizukommen. Wie nach schwerem Kampf ermittelt, gibt das Wörterbuch als letzten Satz des Abschnitts 5 diesen tröstlichen Rat: „In zweifelhaften Fällen schreibe man mit kleinen Anfangsbuchstaben.“ Ich weiß zwar nicht, was das eigentlich heißen soll: wenn der Schreiber im Augenblick nicht sicher oder wenn er trotz den peinlich genau redigierten 670 Seiten des Wörterbuchs noch immer nicht im Bilde ist?

Ein einziges Beispiel mag belegen, welches die Folgen der groß- und kleinschreiberegeln sind: ich nehme das Stichwort „Abend“ und stelle nach dem Wörterbuch fest: „Abend, abends, des Abends, eines Abends, abends spät, Dienstag abends, um 8 Uhr abends, abends 8 Uhr, gestern, heute morgen, Dienstag abend, gegen Abend, den Abend über, es ist, wird Abend, am Abend, diesen Abend, zu Abend essen, guten Abend sagen, abendelang, drei Abende

lang“, d. h. man schreibt ein und dasselbe Wort für ein und denselben Begriff in 18 Fällen elfmal groß und siebenmal klein. Ich gebe zu, daß es eine Gedächtnisübung ist, sich diese und zahllose andere Fälle mit andern Wörtern zu merken, aber es gelingt mir noch heute mit dem besten Willen nicht, zu glauben, daß eine solche Übung subjektiv oder objektiv irgendwelchen Wert besitzt.

Das ganze elend, wenn ich es so nennen darf, kommt von der Regel her, Hauptwörter seien groß zu schreiben. Solange diese Regel sich in die deutsche Rechtschreibung eingestellt hat (seit dem 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges und des Zerfalls deutscher Kultur), solange ist sie auch bekämpft worden. Einer der letzten und schärfsten Angriffe steht — eine bittere Ironie — auch im neuesten Duden. Die Ausgabe von 1934 umfaßt die drei Bände Rechtschreibung, Stilwörterbuch und Grammatik. Das Stilwörterbuch wird eingeleitet von einem ausgezeichneten und temperamentvollen Aufsatz „Vom Deutschen Stil, Lockrufe und Warnungen“ von Dr. Ewald Geißler, Professor für deutsche Sprachkunst an der Universität Erlangen. Da lesen wir (S. 2*): „Das wichtigste Wort lebendiger Sprechsprache, das Wort also, auf das der Schreibende zuerst zu achten hat, wenn sein Stil trotz der tönenden Atem behalten soll, ist das Zeitwort. Es war darum kein glücklicher Griff Gottscheds, für das Substantivum die Verdeutschung „Hauptwort“ zu wählen; denn das wirkliche Hauptwort unserer Sprache ist das Zeitwort. Leider ist „Hauptwort“ im Sinne von Substantivum von der Schule her so eingebürgert, daß unsere Darstellung darauf verzichten muß, es durch das an sich vorzuziehende „Dingwort“ zu ersetzen. Auch daß wir ihm im Deutschen einen großen Anfangsbuchstaben zubilligen, ist mitschuldig an einer Erkrankung, die zur Zeit neben der Fremdwortseuche unsere schlimmste ist: an der Hauptwörterkrankheit.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Internationale Gesellschaft für Heilpädagogik,

die im April 1937 in Budapest gegründet worden ist, plant einen Internationalen Kongreß für Heilpädagogik vom 17. bis 21. Juli 1939 in Zürich. — Dieser Kongreß wird sich in drei Referatstage und zwei Anstaltsbesuchstage gliedern. Die Hauptthemen des Programms umfassen: Die Bedeutung der Heilpädagogik in Gegenwart und Zukunft; Heilpädagogik in der Prophylaxe der Nerven- und Geisteskrankheiten; Heilpädagogik und Jugendkriminalität; Heilpädagogik und Kinderpsychiatrie; Heilpädagogische Ausbildung und Fortbildung. — Die Diskussion wird sich in parallel tagenden Gruppen vollziehen: a) Diskussion über die Hauptreferate; b) Diskussion über Minderwertigkeit und Sinnesschwäche (1. Tag), Geistesschwäche (2. Tag), Schwererziehbarkeit (3. Tag). Die Diskussion-

nen bieten Raum für die Anmeldungen neuer Forschungsergebnisse auf allen Spezialgebieten der Heilpädagogik.

Der Arbeitsausschuß:

Ehrenpräsident: Dr. Th. Heller, Wien.

Präsident: Prof. Dr. H. Hanselmann, Zürich.

Vizepräsident: Direktor Dr. Z. v. Tóth, Budapest.

Beisitzer: Prof. Dr. W. Wernstedt, Stockholm.

Vertreter des englischen Sprachkreises: Vakat.

Vertreter des französischen Sprachkreises: Vakat.

Generalsekretär: Dr. A. Maller, Tullnerbach/Wien.

Das Sekretariat der Internationalen Gesellschaft für Heilpädagogik, Zürich 1, Kantonsstrasse 1, erteilt alle gewünschten Auskünfte. Auch der ausführliche Programmenvorschlag kann dort angefordert werden.